

Kleine Helden und brave Mädchen?

Im folgenden geht es vorwiegend um *Jungen* bis 6 Jahre. Wir nehmen an, daß sich viele schon mit Mädchen und Mädchensozialisation beschäftigt haben. Jungen dagegen sind, als Jungen betrachtet, sehr selten Thema. Aus einem weiteren pragmatischen Grund gehen wir heute zunächst nur von Jungen aus: Ich habe meine Diplomarbeit zu Jungen geschrieben. Von dieser werde ich nun auch berichten. Auf Mädchen können und werden wir sicher in der Diskussion eingehen.

Die [Diplomarbeit beschäftigt sich mit Jungen in Kindertagesstätten aus der Sicht von ErzieherInnen](#). Im Theorieteil geht es um psychologische, soziologische und pädagogische Forschungsergebnisse. Die wenigen Studien zum Thema sind uneindeutig. Sie lassen ahnen, daß es - ähnlich wie im Schulwesen - Prozesse gibt, die Mädchen gegenüber Jungen pädagogisch benachteiligen ohne dies bisher umfassend nachweisen zu können. Zur Sozialisation von Jungen gibt es ein allgemeines Forschungsdefizit, wie oben bereits gesagt.

In Interviews habe ich sieben ErzieherInnen aus sechs Nürnberger Kindertagesstätten nach ihrer allgemeinen Berufssituation, ihren Einstellungen zu geschlechtstypischer Erziehung und ihrer Sicht der Jungen in ihren Einrichtungen befragt. Die Auswertung der Interviews bildet den zweiten, den empirischen Teil der Arbeit.

Ich wollte nun etwas von den Ergebnissen berichten:

1. Antwortmuster

Lassen sich aus der Fülle der Gemeinsamkeiten und Kontraste in den verschiedenen Antworten der ErzieherInnen gemeinsame Antwortmuster finden?

Drei typische Antwortmuster meine ich ausgemacht zu haben, die ich im folgenden in Thesenform darstellen werden:

1. These: ErzieherInnen wollen Jungen und Mädchen gleich erziehen

Alle Befragten wollen Kinder in Kindertagesstätten gleich behandeln und niemanden bevorzugen. Sie wollen diesem Grundsatz zufolge keine Geschlechtsunterschiede in ihrer Erziehung machen. Sie gehen davon aus, daß dadurch eine Chancengleichheit für alle entsteht.

Dies drückt sich in den allgemeinen Vorstellungen zu geschlechtstypischer Erziehung aus, sowie in den Aussagen über den persönlichen Umgang mit den Jungen bzw. allgemein mit den Kindern.

Der Gleichheitsgrundsatz ist nicht unproblematisch: Einige ErzieherInnen verzerren darüber ihre Wahrnehmung. Sie postulieren zunächst, es gäbe keine Geschlechtsunterschiede, was aber im Laufe des Gesprächs aufgegeben wird. Aus dem Grundsatz, alle Kinder gleich zu erziehen, war eine Wahrnehmung der Kinder als gleich geworden bzw. zumindest eine Gleichheit ihrer psychischen Dispositionen (Bedürfnisse..) ⁽¹⁾.

Andere ErzieherInnen sagen, die Geschlechtlichkeit ist egal (gleich). Wieder andere erkennen keine strukturelle Durchdringung ihres Arbeits- und Interaktionsfeldes durch das Geschlechterverhältnis.

Es existieren andererseits aber auch Vorstellungen, wie den Erwartungen an die Geschlechtlichkeit und den verinnerlichten geschlechtlichen Selbstkonzepten entgegenzuwirken ist. Es werden Beispiele genannt, die an offenen Geschlechtsunterschieden ansetzen: Ungleiche Beteiligung bei Hausarbeiten, Gewalt und ungleiche Verhaltensspielräume. Da letztere Vorstellungen aber keine Systematik besitzen und da der Gleichheitsgrundsatz der ErzieherInnen keine Differenzierungen besitzt, lautet die zweite These:

2. These: ErzieherInnen haben kein systematisches pädagogisches Konzept einer Erziehung der Geschlechter

Die Antworten deuten darauf hin, daß die Geschlechtererziehung aus dem Alltagsverständnis heraus geschieht. Da für das Geschlechterverhältnis kein 'soziologisches' oder 'psychologisches' Konzept genannt wird, kann auch keine Verortung des Themas in allgemeinen Erziehungskonzepten erfolgen⁽²⁾.

Strukturelle Gemeinsamkeiten der Kinder müssen sekundär werden, wenn der Schwerpunkt der allgemeinen Erziehungskonzepte auf die einzelnen Kinder, den geschlechtsneutral gedachten Menschen, gerichtet ist.

Wenn die Geschlechtlichkeit der Kinder und die damit verbundenen Rollen und Identitäten nicht theoretisch durchdrungen werden, sondern aus dem Alltagsverständnis heraus (nicht) betrachtet werden, muß die Folge sein, daß die Geschlechterfrage zum Problem des Einzelnen (Kindes und Erwachsenen) wird und nicht als strukturelles gesellschaftliches Verhältnis in jeder sozialen Interaktion erkannt wird.

Weitere Hinweise, daß pädagogische Konzepte nur in Ansätzen existieren, sind: Aus der Ausbildung bleibt allein der Gleichheitsgedanke übrig, Thema im Team, Fortbildungen etc. und gegenüber den Eltern ist 'geschlechts(un)typische Erziehung' nicht; Maximen zur Strukturierung und Differenzierung ihrer Wahrnehmung werden in den Interviews nur spontan entwickelt, ebenso die Maximen zum Umgang mit Problemen aufgrund geschlechtstypischen Verhaltens der Jungen. Daher auch die dritte These:

3. These: ErzieherInnen besitzen geschlechtstypische Sympathien und Antipathien, die ihnen nur teilweise bewußt sind

Das Eingebundensein der eigenen Person in das Geschlechterverhältnis führt zu einer immer nur bedingt reflektierten normativen Einstellung zu 'Männlichkeit/ Weiblichkeit': Die Stellung zur Arbeit und den hier notwendigen Fähigkeiten, die Stellung des Berufs in der Hierarchie der Berufe, das Verhältnis zu übergeordneten Instanzen und im Team, die eigene Biographie, die Annahme oder Verweigerung der Mutter- oder Vaterrolle und viele Dinge mehr formen die Erzieher und Erzieherinnen. Gleichzeitig ist dies immer aber auch ein Prozeß der Aneignung bzw. der Verweigerung der kulturellen Normen des existierenden Geschlechterverhältnisses.

Preissing u.a. (1985) haben die These aufgestellt, daß Erzieherinnen Antipathien gegen 'weibliche' Eigenschaften und Mädchen besitzen, die ihnen nur bedingt bewußt sind. Geschlechtstypisch weitergedacht heißt das, daß sie eine Sympathie gegenüber 'Männlichkeit' und Jungen besitzen. Jungenhafte Jungen sind toll. Dieses Antwortmuster war auch bei den von mir Befragten herauszulesen. Allerdings können hier keine näheren Angaben zu strukturellen Gründen gemacht werden.

Diese These läßt Zweifel aufkommen, ob die ErzieherInnen ihrem Grundsatz tatsächlich treu bleiben, und die Kinder gleich behandeln. Auch wenn sie das wollen.

Diese drei Thesen (und auch die folgenden Thesen zu den Jungen) mögen nun nicht so verstanden werden, daß alle ErzieherInnen bzw. alle Befragten diese Vorstellungen (insgeheim) haben. Die Thesen stellen idealtypische Antwortmuster dar, die nicht einen oder mehrere Fälle abbilden. Sie sollen Gedankenbilder sein, die in den Fällen 'stecken'. Die Fälle selbst sind viel komplizierter als der abstrakte Typus.

Im Typus steckt selbst die Gefahr einer sozialen Festschreibung. Dies ist hier nicht bezweckt. Ganz im Gegenteil sollen diese 'Ideale' dazu dienen, sie als nicht ideal zu erkennen.

2. Modell kindlicher Männlichkeit

Die Macht zwischen Kindern und Erziehern und Erzieherinnen in Kindertagesstätten ist Grundbedingung für das Lernen der Kinder. Diese Macht ist auch die Grundbedingung der Auseinandersetzung mit

Männlichkeit (und Weiblichkeit). Auch Mädchen befinden sich in dieser grundsätzlichen Situation. Die These wird sein, daß der Umgang der Jungen mit dieser Situation ein anderer ist.

Jungen müssen sich mit Männlichkeit auseinandersetzen, wie sie ihnen in vielerlei Formen symbolisch vermittelt wird. Dies muß nicht notwendig sichtbar zu Geschlechtsunterschieden führen. Ein Verhalten kann mit einem anderen Verhalten vollständig identisch sein, kann aber unterschiedliche Bedeutungen und Wertungen für die Beteiligten besitzen. Verhaltensunterschiede können daher erst als der letzte Schritt dieses Sozialisationsprozesses angesehen werden.

Welches (idealtypische) Modell über Jungen kommt in den Aussagen über diese zum Ausdruck? Wie sind Jungen in den Augen der ErzieherInnen?

Die Aussagen der ErzieherInnen laufen immer wieder an einem Punkt zusammen:

Männlichkeit ist (schon) in diesem Alter mit Dominanz und Macht verbunden. Das Handeln der Jungen richtet sich auf das Erlangen von Dingen, die Macht versprechen: Kraft, Erfolg, Leistung und Selbstdarstellung. Das (Eigen-) Erleben der Jungen ist so strukturiert, daß das positiv erlebt wird, was den Vollzug dieser Dominanz betrifft: Stark, mächtig und dominant zu sein. Negativ ist das besetzt, was soziale Schwäche darstellt.

Diese grundlegende These kann für die überwiegende Mehrzahl der im Interview abgefragten psychischen Funktionen und den sozialen Interaktionen zu anderen Jungen, Mädchen und Erziehern und Erzieherinnen gezeigt werden:

*Kraft und Aggression, einschließlich lauten Schreiens, können Mittel sein, Dominanz durchzusetzen und/oder diese zu erleben. Macht und Machtstreben steht vor der Gewalt und nicht umgedreht⁽³⁾

*Ihre Spiele sind 'Jungenspiele'. Was heißt, daß Konkurrenzverhalten und Gewinnen-wollen im Mittelpunkt stehen. Ihre Modelle aus den Medien sind das, was sie selber sein wollen: Starke und mächtige Helden.

*'Stärke zeigen' ist auch für das Sozialverhalten von Jungen typisch. Sie wollen bestimmen, sind egoistischer als Mädchen oder prahlen.

*In der Sprache ist neben der Lautstärke noch der vermehrte Gebrauch von 'Kraftausdrücken' typisch.

*Bestimmte Gefühle zu zeigen, fällt Jungen schwer. Ein Komplex von Ursachen wird von den Erzieherinnen und Erziehern dafür angenommen, der mit dem Verinnerlichen von Männlichkeit durch die Jungen, keine Schwäche zeigen zu dürfen, zusammenhängt.

*Zur kognitiven Entwicklung und zu Freundschaften von Jungen werden keine Geschlechtsunterschiede gesehen.

*Sich zusammenschließen vermittelt ein Gefühl der Stärke. Sie tun dies häufiger als Mädchen zu diesem Zweck.

**Kraft ist das herausragende und altersgemäße Mittel ihres Ausmessens einer gruppeninternen Hierarchie. Gegenüber Jüngeren ist sie sowieso da und auch sonst ist es einfach, sich auf diesem Wege durchzusetzen. Solange der Junge dazu die Kraft hat.

*Der Umgang mit ihrem Körper ist instrumenteller, weil er das Mittel für die Ziele der Darstellung von Männlichkeit sein muß.

**Gegenüber Mädchen kann sich auf verschiedene Weise überlegen gezeigt werden: Durch nett (Gentleman) sein, schlagen, lästern usw. Wie bei den Erwachsenen eben auch.

**Gegenüber den Erziehern und Erzieherinnen ist ihre Situation zunächst die von Unterlegenen: Sie besitzen weniger Kraft, sprachliche Gewandtheit oder sonstige Machtressourcen. Gerade weil die meisten

ErzieherInnen Frauen sind, gilt es meines Erachtens aber für Jungen trotzdem sich mit ihnen zu messen: Sie versuchen ihnen gesetzte Grenzen zu überschreiten, eigene Regeln aufzustellen, mit der Gruppe im Rücken ihre Autorität in Frage zu stellen, usw.

*Bestimmte Eltern akzeptieren nach Aussagen der ErzieherInnen die herausgehobene Rolle der Jungen, dadurch daß sie ihnen mehr Aufmerksamkeit zuwenden, ihnen unangenehme Hausarbeiten erlassen oder ihnen mehr Verhaltensspielräume zugestehen.

*In den Aussagen der ErzieherInnen zum Inhalt der Geschlechtsidentität der Jungen wiederholt sich dann die Verknüpfung von kindlicher Männlichkeit mit Macht, Dominanz und Leistungsfähigkeit.

Diese Situation der Jungen bzgl. der Aneignung dieser Form von Männlichkeit ist widersprüchlich, weil ihre Möglichkeiten der Umsetzung des Modells beschränkt sind. Aufgrund ihrer Entwicklung haben sie beispielsweise keine Möglichkeit, sich verbal gegen einen Erwachsenen durchzusetzen. Was bleibt ist trotzen, den Dickkopf oder den Clown spielen etc. und so sich selbst gegenüber immer noch mit einem positiven Selbstbild zu bestehen oder eben auch nicht.

Die Rolle ist ambivalent und komplex, weil Starksein verschiedene Dinge gleichzeitig bedeuten kann. Beispielsweise kann es gleichzeitig bedeuten, sich gegen jemanden aggressiv durchzusetzen oder der Erzieherin demonstrieren, sozial zu sein. Dasselbe Verhalten kann an zwei verschiedenen Orten genau den entgegengesetzten Akzent haben: Zu Hause der Mutter beim Abwasch zu helfen kann Schwäche bedeuten, im Kindergarten macht es einen zum Chef der Gruppe.

Dieses Modell von Männlichkeit, das hier aus den Aussagen der ErzieherInnen interpretiert wurde, entspricht selbstverständlich nicht dem Sein der Jungen oder auch nur eines Jungen. Es stellt einen Idealtypus eines fünf- bis sechsjährigen Jungen dar. Die kleinen, stillen Jungen stehen aber nicht jenseits des Modells, sondern müssen sich mit zunehmenden Möglichkeiten und Alter demselben Modell stellen, wenn man die Aussagen der ErzieherInnen zur Entwicklung der Jungen berücksichtigt. Eine Interpretation dieser Jungen als die (männlichen) Opfer dieses Modells wäre evtl. möglich: Ihre Zurückgezogenheit ist die reaktive Resignation vor dem Modell, dem sie (noch) nicht entsprechen können.

3. Ein paar Überlegungen zu den Ergebnissen

ErzieherInnen wollen Jungen und Mädchen gleich erziehen. Diesen normativen Grundsatz ihrer Erziehung gilt es zu hinterfragen. Hierfür möchte ich einige Argumente liefern und diese mit den Ergebnissen der Untersuchung stützen:

Für unsere Gesellschaft ist die Gleichzeitigkeit von Gleichheitsnormen (ungeteilte Menschenwürde, formale Gleichheit) und soziale Ungleichheit (Schichten, Milieus) kennzeichnend. Gleichheit als abstrakte Norm der politischen Wirklichkeit, wie auch der pädagogischen Praxis - u.a. auch seitens der Eltern - bedeutet nicht, daß alle tatsächlich die gleichen Chancen besäßen. Unter ungleichen Bedingungen bedeutet selbst gleiche Behandlung nicht reale (Chancen-) Gleichheit. Es besteht die Gefahr, daß sozial hergestellte und geduldete Ungleichheiten, die u.a. festgemacht werden an der Zweigeschlechtlichkeit, evtl. nur überdeckt werden und nicht beseitigt:

Wenn viele ErzieherInnen davon ausgehen, daß sie gleich erziehen - und angenommen sie täten es - heißt dies noch nicht, damit beiden Geschlechtern gleiche Chancen zu vermitteln. Es führt vermutlich zunächst nur dazu, daß sie Geschlechtsunterschiede nicht wahrnehmen und sie überdecken, da sie kein pädagogisches Konzept und damit keine über ihr Alltagsverständnis hinausgehende Wahrnehmungsschulung zu dieser Frage besitzen. Unbewußte geschlechtsdifferente Sympathien und Antipathien führen zudem zu Ungleichheit, wo Gleichheit das Ziel war.

Der Inhalt der Ungleichheit - was sie ausmacht und verursacht - wird zudem von einer Gleichbehandlung

zunächst nicht angesprochen, da diese an der Oberfläche der Geschlechtlichkeit bleibt. Da aber die biologisch gedachte Geschlechtlichkeit nicht die Ursache ihrer sozialen Bedeutungen ist, kann sie auch nicht der Schlüssel zur Beseitigung der Ungleichheit der Geschlechter sein. Der Versuch, eine normative Gleichheit der Geschlechter herzustellen, hat so gesehen immer Ungleichheit zur Voraussetzung und beides 'wünscht sich gegenseitig herbei':

Wenn die ErzieherInnen Jungen und Mädchen gleich erziehen wollen und auch glauben, dies zu tun, aber feststellen, daß es Geschlechtsunterschiede und Benachteiligung von Mädchen gibt, müssen sie sich nach den Ursachen fragen. Diese, so wurde häufig geäußert, lägen in der Erziehung der Eltern begründet.

Ich habe mich gefragt, ob dies nicht umgekehrt auch die Eltern (in einem Interview) über die Erziehung der ErzieherInnen sagen würden. Durch gegenseitige Ursachenzuweisung wird aber eine pädagogische Zusammenarbeit verhindert, möglicherweise nur Probleme zwischen ErzieherInnen und Eltern in anderen Feldern aktualisiert, und spezifische Ursachen für geschlechtstypische Persönlichkeitsentwicklungen bleiben im Dunkeln.

Wenn ErzieherInnen für eine freie Entwicklungsmöglichkeit der Kinder in ihren Einrichtungen plädieren, die es selbstverständlich aber nie abstrakt geben kann, und deshalb keine Erwartungen an die Geschlechtlichkeit knüpfen wollen, lassen sie letztlich mehr zu, als sie selber vermutlich intendieren. Das persönliche Involviertsein in die Geschlechterverhältnisse, die unbewußten geschlechtsstereotypen Verhaltensweisen und selbstverständlich Massenmedien bzw. die gesellschaftliche Realität lassen in Kindertagesstätten keinen Schonraum vor der Geschlechterfrage entstehen. Insbesondere die Geschlechtsidentität der ErzieherInnen selbst ist ein unbewußter Motor für geschlechtsbezogene Sympathien und Antipathien, die einer intensiven Reflexion z.B. in Supervision oder Fortbildungsmaßnahmen bedürften, zumal es sich zeigt, daß es wiederum Mädchen sind, die negative Zuschreibungen (und vermutlich geringe Aufmerksamkeit) erhalten. Die Erzieherinnen, die an der Untersuchung des F.I.P.P. (4) über Mädchen in Kindertagesstätten teilnahmen, waren "erschreckt" über das Ausmaß der von ihnen verursachten Benachteiligungen der Mädchen. Ähnliches ist von den ErzieherInnen aus der Studie von Fried (1989) zu vermuten.

Ein Konzept, das nicht von 'gleichen Kindern', sondern von 'Jungen und Mädchen' ausginge, hätte zur Folge, die Wahrnehmung der Kinder zu differenzieren. Ohne dabei, wie viele ErzieherInnen vielleicht fürchten, der Individualität des Kindes zu wenig Beachtung zu schenken. Das Geschlecht und sein bzw. ihr (individueller) Umgang damit ist ein zentrales Merkmale des einzelnen Kindes. Ganz im Gegenteil, nur von 'Kindern' zu sprechen hieße letztlich, sie gleich zu machen. Vermutlich jedoch nicht im Sinne von gleichen Chancen, sondern sie eben nur gleich/identisch und somit gerade nicht individuell als Jungen und Mädchen wahrzunehmen.

Das Geschlecht und die gesellschaftlichen Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit sind in Kindertagesstätten präsent. Daran kann keinE ErzieherIn etwas ändern. In diesem Alter lernen Kinder zentrale Elemente einer sozialen Struktur, mit der sie sich vorher und nachher auseinandersetzen mußten bzw. müssen. Wenn ErzieherInnen eine Erziehung praktizieren wollen, die Jungen und Mädchen gleiche Chancen vermitteln soll, hieße das, über eine nach Geschlecht differenzierte Förderung nachzudenken und sie auszuprobieren!

Gleiche Erziehung von Mädchen und Jungen ersetzt noch kein pädagogisches Konzept einer Geschlechtererziehung. Hierzu wäre eine Differenzierung der Wahrnehmung der ErzieherInnen sich selbst und den Eltern gegenüber, bzgl. pädagogischen Materialien, wie Spielen und Bilderbüchern, bzgl. Raumaufteilung und insbesondere gegenüber den Kindern, nötig. Hierfür kann als erster Schritt das Konzept von Verlinden (1991) hilfreich sein. Zudem bedarf es aber noch einer Beschäftigung mit dem, was (kindliche) Männlichkeit und Weiblichkeit, Jungen und Mädchen sind.

Jungen in Kindertagesstätten haben vermutlich mehr Möglichkeiten, verschiedenes Verhalten zu

zeigen, aber dafür rigidere Grenzen als Mädchen. Ihnen wird mehr Aufmerksamkeit gewidmet. Innerlich müssen sie deshalb eine geringere Distanz zu ihrer Geschlechtsidentität haben als die Mädchen.

Nach den Aussagen der ErzieherInnen wollen Jungen in Kindertagesstätten zwanghaft und gleichzeitig lustvoll 'kämpfende Helden' spielen/sein. Dies ist nur zu verstehen aus einer Summe von Aneignungstätigkeiten eines Modells von Männlichkeit, das in den Aussagen der ErzieherInnen hinter ihren Rücken und zugleich in ihren Köpfen und Körpern wirkt.

Es ist ein symbolisches Modell, mit dem sich Jungen auseinandersetzen (müssen), wobei es für sie nahe liegt, es (zunächst ein gutes Stück weit) anzunehmen. Zweifellos sind dabei die kognitiven Fähigkeiten der Jungen ein Faktor, der zur Rigidität dieses Modells von Männlichkeit beiträgt. Auch psychoanalytische Deutungen (Autonomiestreben) sind hier möglich. Der kognitive Entwicklungsstand und die Differenz- und Autonomieerfahrung der Jungen können aber noch nicht die inhaltliche Ausgestaltung der kognitiven Klassifizierungen bzw. ihres Autonomiestrebens erklären.

Macht zu besitzen bzw. in einem Diskurs durch Macht positioniert und überhaupt als Subjekt geschaffen zu werden, muß als 'soziologische' Seite dieses Prozesses ergänzend gedacht werden.

'Männliche' Macht basiert zentral auf der geschlechtlichen Arbeitsteilung, die Durchsetzungsfähigkeit im Konkurrenzkampf und die dazugehörigen persönlichen Voraussetzungen für Männer (und Frauen) erfordert. Die Probleme von kleinen Jungen verweisen somit auch auf gesamtgesellschaftliche Dimensionen, die nicht durch Vorschläge einer verbesserten pädagogischen Praxis in Kindertagesstätten zu lösen sind.

Die vorläufige Hypothese über kindliche 'Männlichkeit', wie sie in der Untersuchung von mir entwickelt wurde, behauptet, daß dieses Modell hinter dem Rücken der Jungen existiert und Einfluß auf sie hat. Sie können es noch nicht durchschauen woher es kommt, was es für sie bedeutet und warum sie es nachvollziehen sollen. Aber sie müssen sich mit ihm auseinandersetzen. Wie und mit welchem Ergebnis diese Auseinandersetzung geführt wird, sollten zentrale Fragen der Pädagogik für dieses Alter sein.

Jungen sind nur die eine Seite der Geschlechterverhältnisse unter Kindern. Diese allein zu betrachten, wie dies - unter Vorbehalten - hier geschah, bedeutet insbesondere (das Verhältnis zu) Mädchen zu vernachlässigen. An dieser Stelle kann und soll dies nicht korrigiert, sondern nur erwähnt werden, daß Frauen und Mädchen für Jungen genauso wichtig sind wie Männer: "Ändern kann sich nur dann etwas, wenn die kleinen Buben endlich mit anderen Frauen konfrontiert werden, mit Stärke, Selbstbewußtsein, sicherer, überlegener Klugheit. Sie dürfen nicht mehr die Mädchen als die zukünftigen, wenig beachteten Frauen fühlen und sehen. Sie müssen zurückstehen lernen, verunsichert werden, sich in sich selbst und ihrer bisherigen männlichen Rolle in Frage stellen lassen" (Grabruker 1985, S.250).

4. Zusammenfassung:

Drei Thesen zu den ErzieherInnen wurden entwickelt: Erstens wird angenommen, daß ErzieherInnen Jungen und Mädchen in Kindertagesstätten gleich behandeln wollen. Zweitens scheinen sie kein pädagogisches Konzept zur Frage der Geschlechtererziehung zu haben. Drittens wird vermutet, daß ErzieherInnen nur zum Teil bewußte geschlechtstypische Sympathien und Antipathien besitzen. Für Jungen ergibt die Auswertung, daß sich diese mit einem Modell kindlicher Männlichkeit auseinandersetzen, das ihr Geschlecht mit Macht assoziiert, was sie lustvoll und zwanghaft zugleich die 'kleinen Helden' spielen/sein läßt.

Die Ergebnisse interpretiere ich als Notwendigkeit, das Postulat einer gleichen Erziehung von Jungen und Mädchen zu hinterfragen. Ein geschlechts-sensibles Konzept mit Kindern umzugehen, ob im Kindergarten oder familialen Lebensformen muß vorallem Wahrnehmungsmöglichkeiten von Erwachsenen erweitern und kindliche Männlichkeit und Weiblichkeit als ein hierarchisches und

einengendes Gesellschaftsverhältnis reflektieren.

Fußnoten:

1. Eventuell spielt hier auch die Interviewsituation eine Rolle, in der dazu tendiert wird, sich und die eigene Arbeit positiv darzustellen. D.h. in diesem Fall anzugeben, daß keine Geschlechtsunterschiede zwischen den Kindern existieren, weil dies durch die Erziehung in der Kindertagesstätte verhindert wird.
2. Es kann daher nicht verwundern, daß 'Theorie' in ErzieherInnenkreisen so verrufen ist, wenn diese nur erlebt wurde als Mittel, sie in der Ausbildung zu prüfen, aber keine praktische Relevanz erhält. Die Norm der 'Gleichheit' ist dagegen ein leicht zu handhabendes Mittel, um in der Praxis (und einem Interview) zu bestehen.
3. Das gilt auch für die Politik. Vergleiche dazu das Essay von Arendt (1990), S.36ff. Sie kommt zum Schluß: "Macht und Gewalt sind Gegensätze: Wo das eine absolut herrscht, ist das andere nicht vorhanden" (S.57).
4. Vgl. Preissing (1985), S.63.